

rulers. The classic work of Susan Reynolds and many others on the nature of royal power and political community in medieval Europe is ignored, as is the influential concept of composite monarchy developed by John Elliott and Helmut G. Koenigsberger,³ which takes far more account than Norkus does of the messy reality of politics in an age in which dynasty was more important than nation. Scholarship cannot, of course, be directed solely by the mental world of the past, but it must take account of it.

Aberdeen

Robert Frost

³ SUSAN REYNOLDS: *Kingdoms and Communities in Western Europe 900-1300*, 2nd ed. Oxford 1997; J. H. ELLIOTT: *A Europe of Composite Monarchies*, in: *Past & Present* 137 (1992), pp. 48-71; H. G. KOENIGSBERGER: "Dominium Regale or Dominium Politicum et Regale:" *Monarchies and Parliaments in Early Modern Europe*, in: IDEM: *Politicians and Virtuosi: Essays in Early Modern History*, London 1986, pp. 1-25.

Klaus Garber: Der Reformator und Aufklärer Martin Opitz. Ein Humanist im Zeitalter der Krisis. De Gruyter. Berlin 2018. XXI, 846 S. ISBN 978-3-11-055004-7. (€ 79,95.)

Klaus Garber ist ein ausgewiesener Opitz-Kenner und Spezialist nicht nur für die Literatur des 17. Jh., sondern der gesamten Frühen Neuzeit. Die Zahl seiner (und der im Institut für Kulturgeschichte der Frühen Neuzeit der Universität Oldenburg angeregten) einschlägigen Publikationen muss nicht hervorgehoben werden, sie sind weitestgehend den Fußnoten des vorliegenden Bandes zu entnehmen (der Bibliothekskatalog des Rezensenten weist im Schnellzugang schon über 50 einschlägige Titel aus). Gewidmet hat G. das Werk Richard Alewyn (1902-1979), dessen Schüler er war und bei dem er in Bonn seine Dissertation vorbereitete; er dankt ihm für zahllose Anregungen und Prägungen.

Im Vorwort wirft G. zahlreiche Fragestellungen auf, deren angemessene Würdigung den zulässigen Umfang der Rezension schon sprengen könnte. Hervorgehoben wird nicht nur, dass Opitz-Forschungen immer wieder das akademische Leben G.s prägten, fast scheint er es zu bedauern, sich überhaupt mit anderen Zeiträumen befasst zu haben.

„Die deutsche Literatur des ‚langen 17. Jahrhunderts‘ zwischen 1560/70 und 1730/40 ist – von Ausnahmen abgesehen – der Erinnerung entschwunden. Und wenn Fachleute bestätigen, daß eine lesenswerte Dichtung in Deutschland überhaupt erst mit Lessing beginne, dann ist ein ohnehin allfälliger Sachverhalt auch von vermeintlich kompetenter Seite sanktioniert.

Ein Verfasser, der gerne über die verschiedenen Medien ein breiteres Publikum erreicht, operiert also mit einem umfänglichen Buch über einen sog. ‚Barockdichter‘ in der Hand auf verlorenem Posten. Durch Wort und Tat möchte er zeigen, daß es sich immer noch lohnt, zu einem Autor wie Opitz oder einem seiner Weggefährten zu greifen.“ (S. XV)

Diese Zeilen können als Programm für das gesamte Buch gelten – und die Kritik an der Zunft, die sich vom Sujet abgewandt hat, ist deutlich zu spüren.

Weiter wird deutlich, wie viele Parallelen die Wirkungsorte G.s mit Opitzens Stationen aufweisen. Die Trias von „Dichter, Kulturpolitiker, Diplomat“ prägt sämtliche Studien zu Opitzens Leben auf den folgenden rund 800 Seiten. Dass nicht alle Textteile gänzlich neu sind, fällt nicht nur dem „Garber-Leser“ auf, es wird auch – naheliegend – im einleitenden Text hervorgehoben, indem die Motivation für die Abhandlung präsentiert wird. „So war es an der Zeit, lange zurückliegende Opitz-Studien wieder aufzunehmen und nach Maßgabe des Möglichen zum Abschluss zu führen. Ein dem Verfasser bislang unbekanntes Verfahren wurde beobachtet. Wo Studien aus eigener Feder vorlagen, wurde wiederholt auf sie zurückgegriffen. Fast immer wurde das vorgefundene Material einer durchgehenden Bearbeitung unterzogen und zugleich entweder erweitert oder gekürzt. [...] Darüber

hinaus aber gilt, dass die weitaus große Mehrzahl der insgesamt zwanzig Kapitel dieses Buches neu geschrieben wurde.“ (S. XIX) Kurz zusammengefasst: Wer das hier zu besprechende Buch liest, findet die Ergebnisse der Garber'schen Opitz-Forschung in aktualisierter Form konzise präsentiert.

Im Eingangs-Essay (Kap. 1) geht G. kurz auf Opitzens Vorläufer bzw. Wegbereiter ein und verdeutlicht, dass Opitz bei Weitem nicht allein steht mit seinem Werk, auch wenn er zeitgenössische „Literaten“ in aller Regel nicht beachtete oder gar würdigte. Seine Wurzeln in Renaissance und Humanismus rücken ebenso ins Zentrum wie die „Neolatinitas“ – und das in Parallele zur gleichberechtigten Dichtung in „Volkssprachlichkeit“, die zwar insbesondere auf Martin Luther zurückgeht, aber eben auch andere Wurzeln hat. Der Dualismus von klassischer Sprache (Griechisch und Latein) und an Bedeutung gewinnender Muttersprache ist prägend, nicht nur für Opitz allein.

G. deckt bei der Darstellung des frühen Opitz und dem Verweis auf die prägenden Kräfte bzw. Wegbereiter eine Lücke in der germanistischen Forschung auf: die regionale Literatur im deutschen Sprachraum des 17. Jh. Hier seien viele bislang vergessene Autoren künftig noch neu zu würdigen. Und: Opitzens Rolle als „Vater der Aufklärung“ wird – trotz seines frühen Todes – herausgestellt (Verweis auf Johann Christoph Gottsched, S. 12 f.). Es folgen Opitz-Würdigungen über die Epochen hinweg (u. a. von Gotthold Ephraim Lessing, Johann Gottfried Herder und den großen deutschen Autoren des 19. Jh. bis in die Gegenwart, ohne dass G. seinen Lehrer Alewyn und dessen Sicht zu kurz kommen ließe.)

Überaus informationsreich und lesenswert sind auch die (Unter-)Artikel zur „Schlesischen Geistigkeit“ und weitere Stationen der Opitzforschung. „Pro Domo“ überschreibt G. den Schlussabsatz des „Eingangs-Essays“, in dem er auf die aktuellen Forschungen verweist, die als letzte verbliebene Lücke die bislang nicht edierten deutschen Texte Opitzens zugänglich machen sollen. Seinen Opitz-Band versteht G. als „erfolgreichen Abschluss“ seines vorletzten großen Vorhabens, denn auch die „Geschichte der europäischen Arkadien-Utopie will zum Abschluss gebracht werden“ (S. 40).

Kap. 2 dient ebenfalls der globalen Einordnung Opitzens in seine Zeit, ist „Epochale Signaturen um 1600. Im Umkreis des Späthumanismus zu Bunzlau und Breslau“ überschrieben und bietet Einblick in die bildungs- und allgemeinpolitische Umbruchsituation Schlesiens als Voraussetzungen für den Werdegang des gewürdigten späteren *poeta laureatus*. Die Kap. 3-12 zeichnen weitgehend chronologisch den Lebensweg nach, während das letzte Kapitel die Nachwirkung, seine „Sachwalter“ und die Editionen seines Werks aufgreift – eine abschließende Würdigung eingeschlossen.

Über 500 Unterkapitel erleichtern einerseits dem Leser die Orientierung, fragmentieren andererseits den Text stark. Die Kleinteiligkeit erlaubt es G. aber, eine persönliche Hymne auf das frühneuzeitliche Breslau (S. 99 ff.) und die dortige „gelehrte Szene“ einzubinden, um nur ein Beispiel zu nennen. Der wissenschaftliche Apparat ist zum Teil sehr umfassend, sodass die Fußnoten zum Paralleltext werden; ein Beleg mehr für den Versuch, die „gesamte Forschung“ zu referieren. Neben den zentralen frühen Stationen in Opitzens Lehr- und Wanderjahren – zwischen Schlesien von Beuthen über Breslau bis nach Görlitz und Frankfurt (Oder) in Brandenburg – verdeutlicht G. die große Bedeutung der Station Heidelberg zu Zeiten des Winterkönigs und des gelehrten Umfelds, das lange noch nachwirkte. Die prägenden Aufenthalte in den Niederlanden und Siebenbürgen wie auch die „Paris-Mission“ und das weitere Leben im Dienste der Piasten und in den Städten der unteren Weichsel werden umfassend in Bezug zum Werk des Martin Opitz gesetzt. Aber über allem schwebt der Dreißigjährige Krieg als Urkatastrophe für Opitz und für seine Umwelt – gelehrt, klerikal oder profan.

An das Ende des Werkes hat G. eine „Kommentierte Literaturkunde“ sowie „Ausgewählte Literatur“ statt einer Bibliografie gestellt; deutlich mehr kann der Leser dem wissenschaftlichen Apparat entnehmen. Ein – angesichts der vielen Stationen in Opitzens Leben durchaus sinnvolles und wünschenswertes – Ortsregister fehlt, wird aber weitgehend

durch das Inhaltsverzeichnis (siehe oben) kompensiert; das Personenregister ist umfassend; Stichproben führten zum Ziel.

Scheint der Titel zunächst einen Ausschnitt aus dem Leben und Wirken des Martin Opitz – nämlich als Reformator und Aufklärer – bieten zu wollen, so trifft der Leser letztlich auf eine „Opitz-Enzyklopädie“; nicht mehr, nicht weniger. Viele Fragen bleiben nicht offen nach der Lektüre, die trotz des Umfangs nicht nur lehrreich sondern auch angenehm für den Leser ausfällt. Der Stil erinnert nicht an Opitzens Zeiten, aber ähnlich geschliffene Formulierungen sind in heutigen Texten (leider) nur selten zu finden.

Herne

Hans-Jakob Tebarth

Manfred Richter: Johann Amos Comenius und das Colloquium Charitativum von Thorn 1645. Ein Beitrag zum Ökumenismus. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens, Bd. 41.) Nicolaus-Copernicus-Verlag. 2. Aufl., Münster/Westfalen 2018. 545 S. ISBN 978-3-924238-55-1.

Manfred Richters umfangreiche Studie zum ökumenischen und irenischen Denken von Johann Amos Comenius (1592-1670) erschien 2015 in erster Auflage. Darauf anlässlich der unveränderten Neuauflage in der Reihe *Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens* noch einmal aufmerksam zu machen, rechtfertigt „das hohe Gegenwartsinteresse“, das ihrem Gegenstand und Anliegen in Rezensionen zur ersten Auflage bescheinigt wurde (S. 6) und das heute nach den dramatischen weltweiten agonalen Entwicklungen der letzten Jahre vielleicht noch mehr gegeben ist. Das Colloquium Charitativum von Thorn wollte im Ausgang des Dreißigjährigen Krieges eine Versöhnung der Konfessionen und damit zugleich eine politische Pazifizierung bewirken. Beides war vor allem in seiner zweiten Lebenshälfte auch ein leidenschaftliches Anliegen von Johann Amos Comenius, dessen maßgebliches Zuarbeiten zur Durchführung des Religionsgesprächs bereits eine praktische Erprobung der großen Vision einer *Allgemeinen Beratung* darstellte, deren Grundlagen und Durchführungsbedingungen sein spätes Hauptwerk *De rerum humanarum emendatione consultatio catholica* (Allgemeine Beratung über die Verbesserung der menschlichen Dinge) gewidmet sein sollte, dessen Beginn in die Zeit ebenjenes Thorner Gesprächs fiel. R. spricht diesen Praxisbezug direkt an und nennt zum Beispiel Comenius' Vorschläge für die Vorbereitung erfolgreicher Verhandlungen „ein ‚Coaching‘ der künftigen Gesprächsteilnehmer“ (S. 261).

Die Studie bietet Mehrfaches; zum einen eine Darstellung der Geschichte und des Ablaufes des Thorner Religionsgesprächs mit Porträts einiger ihrer Akteure und Positionen. Dazu gehören sowohl die Einbettung des Ereignisses in die (Kirchen-)Geschichte Polens als auch eine Würdigung seiner Bedeutung für die nachfolgenden ökumenischen Bestrebungen in Europa. Zum Religionsgespräch hat schon 2004 Hans-Joachim Müller eine bedeutende Monografie¹ vorgelegt, auf die sich R. wiederholt bezieht (so schon im Vorwort, S. 12). Die Besonderheit seiner Studie ist nun darin zu sehen, dass in ihr das Wirken und der irenische Universalismus von Comenius mit dem Religionsgespräch unmittelbar in Beziehung gesetzt werden, um damit nicht zuletzt die Relevanz deutlich zu machen, die Comenius' Werk und seine politischen und konfessionellen Bemühungen um Versöhnung und Befriedung für die gegenwärtige und weitere Ökumene und Friedenspolitik haben können. R. hofft dabei auf die zukünftige Wirkung des comenianischen Denkens. Im Vorwort zur 2. Auflage schreibt er: „Des Copernicus Einsichten brauchten Zeit, bis sie anerkannt wurden – heute sind sie Gemeingut. Des Comenius Einsichten brauchen noch immer Zeit – möge die Zeit kommen, in der auch sie Gemeingut werden“ (S. 9). Dass R. selbst diese Zeit vorantreiben möchte, ist bei der Lektüre unverkennbar.

¹ HANS-JOACHIM MÜLLER: *Irenik als Kommunikationsform. Das Colloquium Charitativum von Thorn 1645*, Göttingen 2004.